

# Zum Verlieben schön

Weltweit halten Menschen dieselben Gesichter für hübsch und anziehend – ein evolutionäres Erbe des Wunsches nach dem perfekten Partner.

Diesen Artikel können Sie als Audiodatei beziehen, siehe: [www.spektrum.de/audio](http://www.spektrum.de/audio)

Von Bernhard Fink,  
Karl Grammer und Peter Kappeler

**G**utes Aussehen hat im Leben manche Vorteile. Darin nehmen wir uns den Mitmenschen gegenüber keineswegs gerecht. Schöne Menschen halten wir eher für intelligent, kompetent, nett und ehrlich. Sie bekommen leichter einen Job. Adrette Frauen haben es im Geschäftsleben einfacher und werden mitunter selbst vor Gericht bevorzugt behandelt. Schon niedlichen, hübschen Kindern begegnen wir allgemein freundlicher – wie umgekehrt bereits kleine Kinder Bilder von schönen Gesichtern aufmerksamer betrachten.

Forschungsrichtung, die sich mit derartigen Fragen befasst, fällt in den Bereich der Evolutionspsychologie. Diese noch recht junge Disziplin verwendet grundlegende Konzepte der vergleichenden Evolutionsforschung, um speziell die Naturgeschichte und manche Mechanismen des menschlichen Verhaltens zu erklären. Zu den hierbei interessierenden Fragen gehört auch die Bedeutung von Attraktivität – als ein wichtiges Kriterium der Partnerwahl.

Schon im 19. Jahrhundert machten sich Biologen Gedanken über die körperliche Schönheit, insbesondere über ihren Nutzen. Angesichts ihrer vielfältigen Erscheinungsarten, Ausdrucksformen und Stilisierungen in den einzelnen mensch-

bewerten. Mittlerweile boomt diese Forschungsrichtung regelrecht. Eine beliebte Untersuchungsmethode sind beispielsweise Fotovergleiche, hauptsächlich mit computergrafisch manipulierten Bildern. Viele der Studien zur Einschätzung der Schönheit beziehungsweise Attraktivität von Gesichtern benutzen solche Bildserien. Vor allem von einigen Ergebnissen dieser Forschung möchten wir hier einen Eindruck vermitteln.

Zwar hört man unter den Wissenschaftlern auch Widerspruch, wenn es heißt, zumindest manche Elemente unseres Schönheitsverständnisses seien offenbar universell. Allerdings zeichnet sich in letzter Zeit in der Verhaltensbiologie und Evolutionspsychologie immer deutlicher ab, dass sehr wohl allgemeine, kulturübergreifende Bewertungskriterien für Attraktivität existieren. Interessanterweise halten sich die Menschen dabei weniger an feste Merkmale als an ein Zusammenspiel verschiedener Prinzipien. Den Stand dieser Forschungen wollen wir im Folgenden skizzieren.

Als Beispiel für die These, überall auf der Welt würden dieselben Menschen als schön gelten, seien die Studien des Psychologen Michael Cunningham von der Universität Louisville (Kentucky) angeführt: Cunningham und seine Kollegen ließen die Gesichter von Frauen unterschiedlicher ethnischer Herkunft von Frauen und Männern – ebenfalls unterschiedlicher ethnischer Herkunft – nach ihrer Attraktivität beurteilen. Sie definierten zahlreiche Merkmale und Pro- ▶

## Schönheit, wie wir sie fühlen, bleibt unfasslich: Ihr Wesen und ihr Sinn sind unbeschreiblich

*George Santayana*

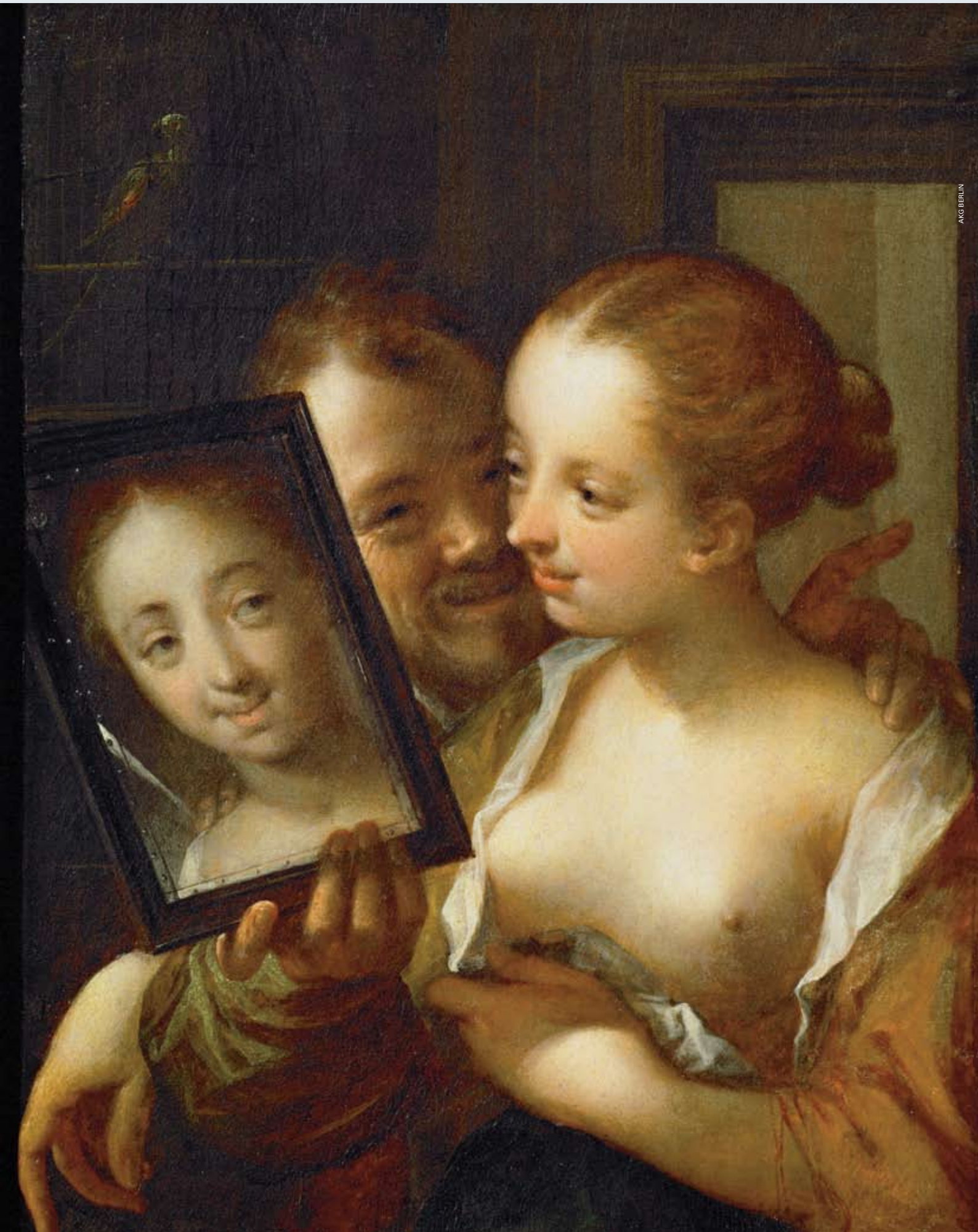
Und natürlich haben gut aussehende Frauen und Männer beim anderen Geschlecht mehr Chancen. Damit sind wir beim Thema. Wir postulieren, dass die Wertschätzung menschlicher Schönheit starke biologische Wurzeln hat. Und zwar beruht dieses Interesse in der Tiefe, ganz prosaisch gesehen, auf komplexen Verhaltenstendenzen, die in der Evolution geformt wurden und für die Partnerwahl und Partnerselektion wichtig waren – und vielleicht noch sind?

Gern pflegt man in dem Zusammenhang auch den Begriff »Attraktivität« zu benutzen, der letztlich nichts anderes bedeutet als Anziehungskraft. Zwar sind Schönheit und Attraktivität nicht unbedingt dasselbe, doch für unsere Fragestellung können wir beide Wörter synonym setzen. Schöne Menschen sind »anziehend«, und die Verhaltensbiologie beginnt zu verstehen, warum das so ist. Die

lichen Kulturen möchte man annehmen, dass sich ihre Bewertung nach sehr verschiedenen Attributen richten kann. Der Evolutionsforscher Charles Darwin (1809–1882) meinte denn auch: »Es ist gewiss nicht wahr, dass es im Geiste der Menschheit irgendeinen allgemeinen Maßstab der Schönheit in Bezug auf den menschlichen Körper gibt.« Wie wir heute wissen, irrte Darwin.

Über viele Jahrzehnte meldeten sich in der Wissenschaft aber nur vereinzelt Gegenstimmen. Erst in den letzten zwanzig Jahren, vor dem Hintergrund neuer theoretischer Ansätze in Evolutionsbiologie und -psychologie, erfuhr das Thema einen Aufschwung. Vor dem Hintergrund manch unerwarteter Befunde aus dem Tierreich, ja selbst aus der Pflanzenwelt, begannen Forscher vieles im Erscheinungsbild und Verhalten des Menschen neu zu hinterfragen und anders zu

▶ **Hans von Aachen (1552–1615), zuletzt Kammermaler am kaiserlichen Hof in Prag, malte dieses heitere Liebespaar. Das Bild befindet sich heute im Wiener Kunsthistorischen Museum.**





← gering

Bewertung der Weiblichkeit der Originalfotos

hoch →

▲ Jedes dieser Durchschnittsbilder beruht auf zehn anderen Fotos: jeweils links auf den am wenigsten weiblichen, rechts auf den weiblichsten einer Serie von Originalfotos. Auf S. 31 gilt das Gleiche in Bezug auf Attraktivität.

▷ portionen wie Kinngröße, Größe der Augen, Höhe der Augenbrauen oder Prominenz der Wangenknochen (siehe Bilder S. 32 unten). Wie sich herausstellte, stufen Angehörige ganz verschiedener Kulturen dieselben Merkmale als attraktiv ein. Das sind vor allem jene Charakteristika, die sexuelle Reife ausdrücken.

Damals waren Cunnighams Studien wegbereitend. Allerdings hat die Evolutionspsychologie inzwischen erkannt, dass man Attraktivität besser nicht anhand von Einzelmerkmalen erklärt. Was aber zeichnet ein schönes Antlitz dann aus? Manchen mag es verwundern: Systematische Studien erbrachten, trotz individueller Geschmäcker, recht einheitliche Muster in attraktiven Gesichtszügen, wenn auch in einigen Attributen verschiedene bei Männern und Frauen. Viele der neueren Forschungen zur Attraktivität von Gesichtern befassen sich mit den drei Aspekten: Durchschnitts-

typ, Symmetrie im Antlitz und geschlechtstypische Gesichtsbildung.

Schon im 19. Jahrhundert kam die These vom attraktiven Durchschnitt ins Gespräch. Der britische Naturforscher Francis Galton (1822–1911) wollte typische Merkmale von Verbrechergesichtern herausstellen, indem er Fotos mehrerer Krimineller aufeinander projizierte. Er staunte, dass die »gemittelten« Gesichter oft viel hübscher und angenehmer erschienen als die Originale. Diesen Effekt haben verschiedene Studien neuerer Zeit bestätigt, bei denen Testpersonen ineinandergeblendete Gesichtsaufnahmen bewerteten.

### Ebenmaß – aber bitte nicht zu viel

Symmetrische Gesichter gefallen mehr als schiefe – diese aus Ergebnissen der Tierforschung abgeleitete Idee ließ sich in Testreihen mit manipulierten Fotos ebenfalls klar nachweisen. Doch bei genauerer Nachprüfung haben die genannten Charakteristika offenbar auch ihre Grenzen, wie besonders jüngere Forschungen ergaben. So kann man die fotomechanisch hergestellten Durchschnittsgesichter ohne Weiteres noch beträchtlich verschönern, indem man bestimmte Einzelmerkmale überhöht. Mittelmaß entspricht ja per se mehr der Norm und

wirkt daher unauffällig, unter Umständen sogar langweilig. Auch scheinen völlig symmetrische Gesichter nicht so anziehend zu sein wie solche mit ganz leichten, kaum bewusst wahrgenommenen Seitenunterschieden – als würden wir in einem ebenmäßigen Gesicht gern eine kleine Abweichung entdecken; man erinnert sich an das Schönheitspflasterchen. Merkwürdig ist ebenso, dass nur ein dem Durchschnitt angenähertes Frauenabbild oft für schöner als die Originale befunden wird. Gemittelte Männergesichter gelten durchaus nicht als attraktiver als manches wirkliche Gesichtsfoto.

Um zu erklären, wie solche Effekte entstehen mögen, sei weiter ausgeholt. Eine zentrale Frage unseres Forschungsfelds ist, warum der Mensch Schönheit so wichtig nimmt. Wie kommt es, dass wir intuitiv über ein fremdes Gesicht diesbezüglich sofort ein Urteil fällen? Blitzschnell taxieren wir nicht nur Geschlecht und Alter des anderen, sondern auch seine Attraktivität. Obwohl hierbei nachweislich der eigene Geschmack mitspielt, ist es doch erstaunlich, wie einheitlich die verschiedensten Menschen letztlich urteilen. Stars wie Heidi Klum oder Jennifer Lopez gelten weithin als ideal schön, und George Clooney oder Brad Pitt finden viele begehrenswert.

Die Antwort der Biologen lautet, knapp gefasst: Ein Gesicht signalisiert unter anderem die physische Verfassung. Die Gesichtszüge spiegeln körperliche Qualitäten, und ein attraktives Erscheinungsbild steht für Gesundheit und Widerstandskraft, mithin Lebensstärke. Schönheit ist somit ein Zeichen für besonders gute körperliche Eigenschaften. Genau genommen müsste man es umgekehrt sagen: Wenn jemand über seine Gesichtsbildung hohe physische Qualitäten signalisiert, empfinden wir diese Person als attraktiv und schreiben ihr automatisch auch bessere Charaktereigenschaften zu.

Warum aber sollten wir Menschen, die gesund und lebensstüchtig aussehen,

## IN KÜRZE

- ▶ Unser **Schönheitsempfinden** für Menschen erwächst aus allgemeinen, kulturübergreifenden Grundschemas. Das hat wesentlich biologische Gründe: Kriterien für Attraktivität und Schönheit entstanden in der Evolution im Kontext der **Partnerwahl**. Das Aussehen war ein schnell einzuschätzendes Signal dafür, ob sich der andere als Partner für gemeinsame Kinder eignete.
- ▶ Hohe Bedeutung in dem Zusammenhang haben die Gesichtszüge. Ein attraktives Erscheinungsbild lässt auf einen guten **Gesundheitsstatus** und zugleich ein hohes **Fortpflanzungspotenzial** schließen – es ist gleichsam ein Fenster mit Blick auf Immunsystem und genetische Ausstattung.
- ▶ Attraktiv sind symmetrische Gesichter – sowie bei Frauen durchschnittliches Aussehen. Doch kann ein Antlitz durch **markante geschlechtsspezifische Züge** an Schönheit gewinnen. Damit signalisiert der Träger Eigenschaften, die in mancher Hinsicht ein Handicap darstellen, das er sich wegen seiner besonderen genetischen Qualitäten aber leisten kann – und gerade deshalb wird er begehrt.



← gering

Bewertung der Attraktivität der Originalfotos

hoch →

besonders schätzen? Hier bringen Biologen die Partnerschaft mit dem anderen Geschlecht in die Diskussion. Auch noch in der heutigen Zeit beschäftigt die meisten Menschen mindestens in jungen Jahren die Wahl des richtigen Lebenspartners vordringlich. Und nach wie vor besteht bei einer Familiengründung meist der Wunsch nach Kindern. Der perfekte Partner, der möglichst gut zu einem passt, sollte sich dazu eignen, die-

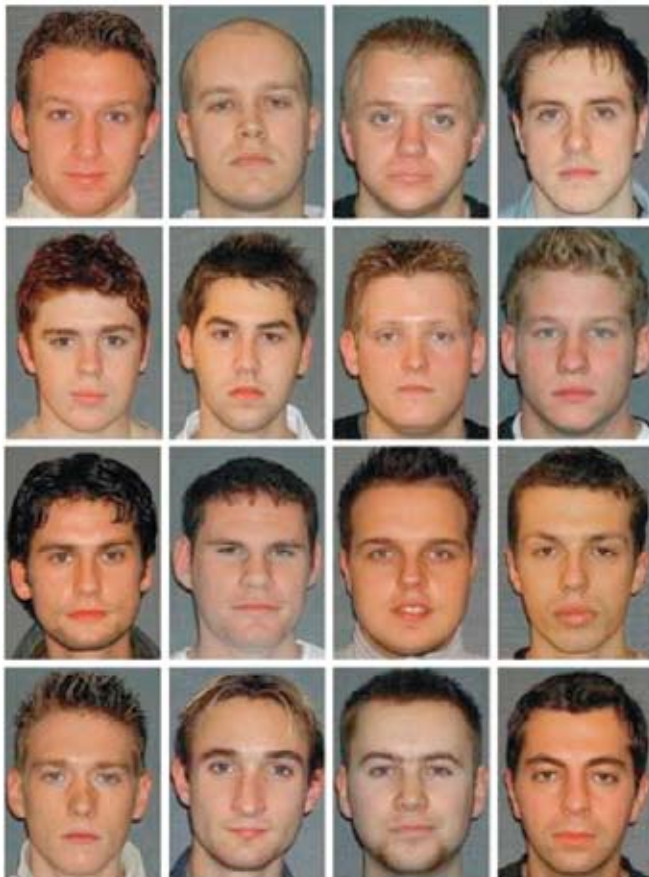
sen Wunsch zu erfüllen. Verschiedene Kulturen wie auch der Einzelne gehen hiermit zwar nicht einheitlich um, und in der westlichen Welt sind die Vorstellungen diesbezüglich nicht mehr so streng. Trotzdem folgen die bei der Partnerwahl angesetzten Kriterien – weitgehend unbewusst – anscheinend universellen Schemas, die sich im Grunde auf dieses biologische Ziel ausrichten. Wenn wir Schönheit beurteilen, können wir uns dem in der Regel nicht entziehen.

Unsere These: Diese Schemas sind großenteils Ergebnis der Evolution. Denn als deren treibende Kraft wirkt nach Erkenntnis der Evolutionsbiologie das Bestreben, Nachwuchs zu haben, sprich beim Menschen der Wunsch nach Kindern. Um nun überhaupt im Voraus Eigenschaften möglicher Partner abschät-

zen zu können, haben sich ausgeklügelte Erkennungssysteme herausgebildet. Die Fachleute sprechen von Signalsystemen. Das menschliche Gesicht ist hierin ein besonders aussagekräftiger Signalgeber geworden, mit dem sich nach Einschätzung von Biologen wenig betrügen lässt. Und offensichtlich haben wir als Pendant dazu scharfe Detektormechanismen entwickelt.

Von daher verwundert es nicht mehr so sehr, dass einerseits das Ebenmaß von Gesicht – und Körper –, also seine Symmetrie, andererseits das Mittelmaß hoch bewertet werden, und zwar anscheinend in fast allen Kulturen. An sich sind ja Gestalt und Gesicht auf Symmetrie hin angelegt. Das macht Sinn: Mit zwei gleich langen Beinen kann man besser laufen, mit zwei gleichen Augen besser ▶

▼ Auch wenn das gemittelte Gesicht netter wirkt als manches der Originale – hohe Werte für Attraktivität dürfte es kaum erzielen. Wir bewerten männliches Aussehen nach anderen Kriterien als weibliches.



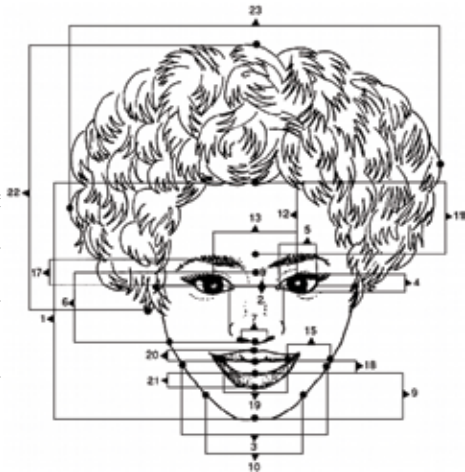
ALLE BILDER DIESEER DOPPELSEITE: BENNHARD FINK

▷ Entfernungen abschätzen. Aber »schlechte Gene«, Krankheiten oder etwa irgendwelche Mangelsituationen könnten ein gleichmäßiges Wachstum und somit die körperliche Leistungsfähigkeit behindern. Ein Ebenmaß spricht nach Erkenntnissen der Populationsgenetik für eine eher breit angelegte Ausstattung des Individuums. Mit einer größeren Auswahl an Genvarianten gelingt es nämlich leichter, vielerlei Widrigkeiten von Seiten der Umwelt abzufangen oder Störungen auszugleichen, welche zum Beispiel die individuelle Entwicklung beeinträchtigen könnten. Verhaltensforscher brachten in dem Zusammenhang Parasiten beziehungsweise Krankheitserreger ins Gespräch: Schmarotzer sowie sämtliche schädigenden Umwelteinflüsse können einen Organismus beträchtlich schwächen, aber gute Abwehrkräfte – letztlich als Zeichen für »gute Gene« genommen – würden die Parasiten eindämmen und Pathogene unterdrücken.

Beobachtungen der Populationsgenetik zufolge kommt eine individuell hohe genetische Bandbreite – fachlich Variabilität oder Flexibilität – zu Stande, wenn sich verschiedenartige Genvarianten oder Allele mischen. Das wiederum geschieht in der Regel bei den Individuen sozusagen im Mittelfeld von Populationen stärker als am Rand. Wer eher durchschnittlich aussieht, verfügt somit wahrscheinlich über eine recht gute genetische Variabilität und vermag auf Notsituati-

▼ Schemas wie diese entwarf der amerikanische Psychologe Michael Cunningham, um die Proportionen ideal schöner Gesichter zu erfassen.

LINKS: AUS: MICHAEL CUNNINGHAM ET AL., THEIR IDEAS OF BEAUTY ARE ON THE WHOLE THE SAME AS OURS, IN: APA JOURNAL OF PERSONALITY AND SOCIAL PSYCHOLOGY, S. 281-290. RECHTS: AUS: MICHAEL CUNNINGHAM, MEASURING THE PHYSICAL ATTRACTIVENESS, IN: APA JOURNAL OF PERSONALITY AND SOCIAL PSYCHOLOGY, S. 925-935.



onen flexibler zu reagieren, so die These. Ein besonders krasses Beispiel für das Gegenteil ist der Inzuchteffekt: Individuen mit fast homogenen Erbanlagen leiden auffallend oft mindestens an leichten Entwicklungsstörungen.

**Gesichter lügen nicht**

Diese Ideen entstammen weit gehend dem Studium von Tieren. Im Tierreich scheinen sie recht allgemein gültig zu sein. Was ähnliche Zusammenhänge beim Menschen angeht, so sind sich die Forscher noch nicht über alles im Klaren. Allerdings sprechen die bisherigen Ergebnisse bereits dafür, dass manches davon auch für die menschliche Attraktivität erwogen werden muss.

Spannender ist die Frage, warum Männer und Frauen überhaupt so verschieden aussehen – nicht nur körperlich, sondern auffallenderweise auch im Gesicht. Hierbei waren ebenfalls Evolutionskräfte am Werk, allerdings wohl insbesondere Effekte, die Darwin »sexuelle Selektion« nannte. Es ist nicht allzu

schwierig sich vorzustellen, welche Eigenschaften Mann oder Frau beim Partner vorzugsweise wünschen. Interessant ist aber zu ergründen, inwieweit diese Eigenschaften tatsächlich aus einem Gesicht sprechen. Besonders hierzu trägt die neuere biologische Forschung faszinierende Ideen bei. Denn erst in letzter Zeit erkannten die Wissenschaftler, dass sie diesen Aspekt früher unterschätzt haben. Unser Gesicht signalisiert mehr, als wir denken und manchmal wollen.

Was macht ein Männer-, was ein Frauenantlitz nun wahrhaft attraktiv? Erwähnt wurde bereits, dass Bilder weiblicher Durchschnittsgesichter erst wirklich schön erscheinen, wenn man einzelne Züge verstärkt beziehungsweise überhöht. Welche mögen das sein? In den 1980er Jahren versuchte Cunningham auch hierzu die wichtigsten Merkmale hübscher Frauen zu bestimmen, indem er den Juroren eines internationalen Schönheitswettbewerbs unterschiedlichste Fotos vorlegte, bei denen einzelne Gesichtszüge und -proportionen variierten.

Wie zunächst erwartet, schätzten die Preisrichter zum großen Teil Gesichtsm Merkmale, die ins so genannte Kindchenschema (entsprechend einem Konzept aus der Verhaltensforschung) passen: etwa eine hohe Stirn, große, weit auseinanderstehende Augen, eine kleine Nase, ein schmales Kinn, volle Lippen. Nach der Theorie sollte kindliches Aussehen die weibliche Attraktivität für Männer erhöhen, weil es deren Beschützerinstinkte weckt und zugleich Unterwürfigkeit, sprich Fügsamkeit, signalisiert. Zudem müsste biologisch gesehen eine recht jugendliche Ausstrahlung der Partnerin wegen des eher zu erwartenden

Kindersegens erwünscht sein. Doch so einfach machen es sich Männer nicht.

Beispielsweise ergab eine Studie des Evolutionspsychologen David Buss von der Universität von Texas in Austin mit Angehörigen von 37 Kulturen, dass die Befragten keineswegs Partnerinnen bevorzugten, die jünger als sie selbst waren. Jugendlichkeit und kindliche Merkmale waren sogar eher unerwünscht. Viel bessere Chancen hatten Gesichtssignale, die Reife und den Erwachsenenstatus anzeigen. Im Übrigen bestätigten das auch die Juroren in Cunnighams Studie: Gute Punktwerte erzielten parallel zu bestimmten kindlichen Merkmalen beispielsweise eher schmale, leicht einfallende Wangen und hohe, etwas breitere Wangenknochen. Das aber kennzeichnet erwachsene Frauen. Das heißt, ein ideales Frauenantlitz besitzt sowohl kindliche als auch Erwachsenenmerkmale.

Und wie sieht das ideale Männerantlitz aus? Im Gesicht eines Mannes müssen die geschlechtstypischen Erwachsenenmerkmale noch stärker als bei Frauen hervortreten, damit er als attraktiv

der Staatsuniversität von New Mexico in Las Cruces. Dass ein maskulines Aussehen tatsächlich auf frühen Einflüssen des Hormons Testosteron beruht, ergab etwa eine Studie von Nick Neave von der Universität Newcastle (England) und anderen, auch einem von uns (Fink). Nun haben hohe Testosteronwerte allerdings einen Nachteil, zumal in der Entwicklung: Sie schwächen das Immunsystem, würden das Individuum somit verstärkt Krankheiten aussetzen. Die Evolutionsforscher behaupten jedoch: Nur wer sich dieses Handikap auf Grund seiner besonders guten genetischen Ausstattung leisten kann, wird extreme maskuline Merkmale ausbilden. Oder anders gesagt: Je maskuliner die Züge, umso schwerer das hormonelle Joch. Ein markantes Kinn wäre dann ein Signal, dass man ein beträchtliches Handikap mit sich herumschleppt und dennoch – vielmehr gerade deswegen – ein toller Kerl ist.

Ursprünglich stammen diese Überlegungen aus der Tierforschung. Letztlich gehen sie auf Darwins Theorie einer »sexuellen Selektion« zurück (die der so ge-

## Das Geheimnis des Lebens liegt in der Suche nach Schönheit

Oscar Wilde

eingestuft wird. Das mag eine von mehreren Erklärungen dafür sein, warum einem männlichen Durchschnittsabbild nicht viele Herzen zufliegen: Wie weiter unten ausgeführt wird, sollte ein Mann eher auffallen, nicht unscheinbares Mittelmaß sein. Kindliche Züge haben in den Befragungen besonders wenige Chancen.

Symmetrie ist allerdings auch beim Männerantlitz gefragt, wie viele Untersuchungen deutlich machten. Was man als männlich-markante, maskuline Züge zu bezeichnen pflegt, ein kräftiges Kinn oder eine kantige Gesichtsbildung zum Beispiel, erwies sich in Tests jedoch als zweischneidig – zumindest in der Wertschätzung des anderen Geschlechts. Denn Frauen bevorzugen stark maskuline Männergesichter nur an den empfängnisbereiten Tagen ihres Zyklus. Zu anderen Zeiten schätzen sie etwas weichere, gewissermaßen femininere Gesichtszüge mehr. Das belegten Forscher um den Psychologen Ian Penton-Voak, damals an der Universität St. Andrews (Schottland), sowie ein Team um Victor Johnston von

nannten natürlichen Selektion mitunter konträr entgegensteht, weil es dabei eben nicht auf die üblichen Umweltanpassungen ankommt). Der Biologe Amotz Zahavi von der Tel-Aviv-Universität (Israel) erklärt dies am Beispiel des Pfauenhahns, dessen langer Schwanz eigentlich einen höchst hinderlichen Zierat abgibt. Nur den Pfauenweibchen kann er gar nicht prächtig genug sein. Gewissermaßen ermessen sie daran, so die Annahme, welches das gesündeste, folglich kräftigste Männchen ist. In neuerer Zeit haben Forscher diese Zusammenhänge an verschiedenen Tieren eingehend untersucht. Immer wieder stellten sie fest, dass bei Vogel Männchen etwa die Schönheit des Gefieders von der Gesundheit abhängt, die sich beispielsweise am Parasitenbefall ablesen lässt.

Die Immunkompetenz von Individuen, also ihre Abwehrkraft gegen Krankheitskeime aller Art, umschreiben Evolutionsbiologen gern mit dem Schlagwort »Parasitenresistenz«. Dass sich diese Eigenschaft im menschlichen Antlitz abzeichnen könnte, brachten Biologen ▷



**spektrumdirekt**  
Die Wissenschaftszeitung im Internet

Die Redaktion von **spektrumdirekt** informiert Sie online schnell, fundiert und verständlich über den Stand der Forschung.



DIESE REIHE: BERNHARD FINK

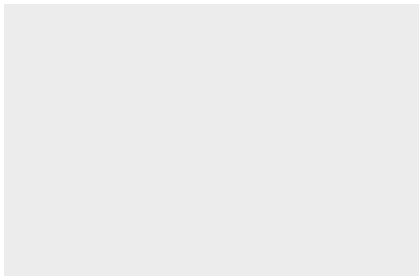


▷ von der Universität von New Mexico in Albuquerque in die Diskussion. Sie erörterten damals die Gesichtssymmetrie, von der weiter oben schon die Rede war. Recht symmetrische Züge, so der Gedanke, spiegeln wie gesagt wider, dass dieses Individuum widerstandsfähiger gegenüber Parasiten beziehungsweise Krankheitserregern ist, und bedeutet folglich eine gute genetische Ausstattung. Weitet man diese These auf die

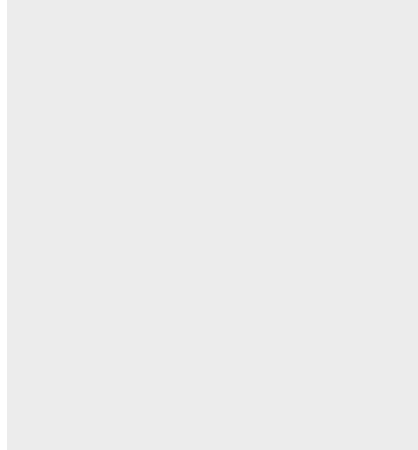
sexuelle Selektion aus, dann signalisiert auch ein markantes männliches Gesicht all dies: Immunkompetenz, Parasitenresistenz, gute Gene – und obendrein Maskulinität und daran gekoppelte Eigenschaften.

Denn Signale für Gesundheit genügten den wählerischen Frauen in der menschlichen Evolution offensichtlich nicht. Laut Evolutionspsychologie zeigt ein attraktives Männergesicht zugleich

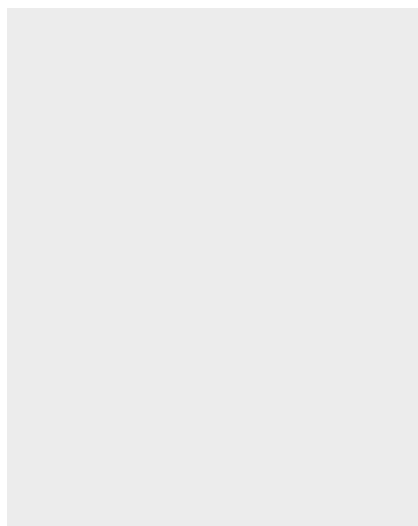
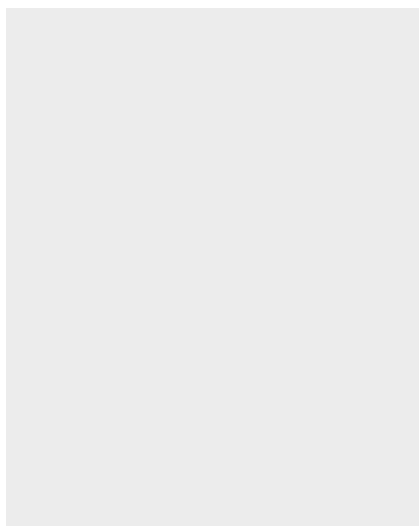
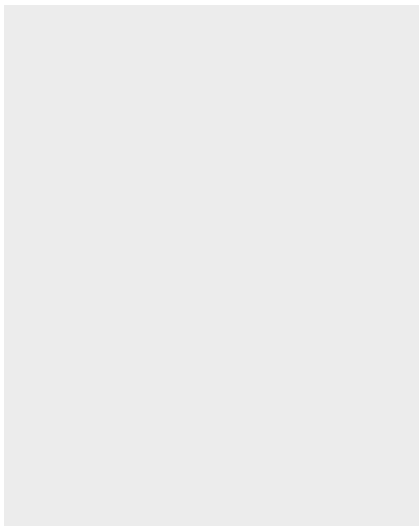
mentale Eigenschaften an, die sich in Konkurrenzsituationen bewähren: nämlich Durchsetzungsfähigkeit und eine Tendenz zu Dominanz, was in Kombination einen hohen sozialen Status bedingen kann. Nach der oben erwähnten Untersuchung von Neave und anderen gehen diese – hormonbedingten – Qualitäten mit einer ausgeprägt männlichen Gesichtsbildung einher. Das erklärt die Evolutionsbiologie folgendermaßen: Zum



*Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.*



▲ Nicht feste Maße bestimmen, ob wir ein Gesicht für schön halten. Trotzdem richten wir uns dabei nach Gesetzmäßigkeiten, die hauptsächlich biologischen Ursprungs sind.





einen müssen Männer stärker um Frauen konkurrieren als umgekehrt. Zum anderen sollten sie aus Sicht der Frau den Nachwuchs beschützen, Nahrung beschaffen, überhaupt Ressourcen gewinnen können. Durch ihre Wahl forcierten die Frauen beim anderen Geschlecht die Entwicklung von gut sichtbaren Merkmalen, an denen sie diese Qualitäten relativ zuverlässig erkannten. Attraktiv waren für sie Männer, deren Züge eben solche Eigenschaften versprochen.

### Täuschung wider den Verstand

Dennoch erfordert es immer auch Kompromisse, damit geschlechtsspezifische Merkmale durch die sexuelle Selektion nicht zu extrem werden. Im Fall der menschlichen Partnerwahl erscheint dies recht klar: Wie erwähnt, bevorzugen Frauen zu den meisten Zeiten nicht ganz so markant aussehende Männer. Man könnte sagen, sie wünschen sich dann weniger nach Dominanz strebende Hormonprotze als vielmehr verträgliche, wirkliche Partner. Im Übrigen dürften auch ungute Nebeneffekte übermäßiger Hormonwirkungen, wie die Schwächung der Immunabwehrkräfte, Grenzen setzen.

Von den untersuchten Schönheitskriterien, die Menschen anwenden, haben wir nur einige besprochen. Nicht erwähnt wurde beispielsweise die Haut: Ihr Zustand ist ein besonders guter Indikator für Gesundheit und Befinden eines Menschen. Tatsächlich gilt ja eine glatte, reine, rosige – oder auch gebräunte – Haut als schön, und so mancher tut viel, um das wenigstens so inszenieren. Erst kürzlich konnten zwei von uns (Fink und Grammer) demonstrieren, dass die Beschaffenheit der Hautoberfläche sowie deren farbliche Ebenmäßigkeit die Beurteilung von Alter und Attraktivität stark beeinflussen. Die Altersschätzung kann

um bis zu zwanzig Jahre differieren, wenn auf den Bildern allein die Haut anders wirkt, auch wenn das Gesicht sonst unverändert ist. Als entsprechend mehr oder weniger attraktiv wird es empfunden.

Das Fazit dieser Forschungen lautet: Feste Maße für Attraktivität gibt es nicht, dafür aber generelle Regeln und Gesetzmäßigkeiten, nach denen wir gutes Aussehen bewerten. Mode, Kosmetik, zunehmend auch die Schönheitschirurgie machen sich das zu Nutze und schüren geradezu einen Schönheitswahn. Dass wir diesen überkommenen Regeln kaum entweichen können, zeigt sich an vielem. Von einem geschickt geschminkten Gesicht lassen wir uns verführen, auch wenn wir wissen, dass dieser Augenschein trügen kann. In allen Kulturen schmücken und schminken sich die Menschen, um schöner auszusehen. Warum mancherorts ausgerechnet ein Lippenpflock, lang gedehnte Ohrläppchen oder ein künstlich gestreckter Hals besonders attraktiv sind, müssen zukünftige Arbeiten ergründen. Vielleicht werden so Schönheitsmerkmale akzentuiert, wie es in der Mode oft geschieht. Fest steht hingegen, dass einige kulturspezifische Schönheitsideale auch von ökologischen Rahmenbedingungen beeinflusst sind. Das heißt: Schönheitsvorstellungen können zwar verschieden sein, aber dennoch folgen sie der postulierten Vorgabe zu signalisieren, dass man mit den Lebensbedingungen gut zurechtkommt.

Dass unser Empfinden für menschliche Schönheit seinen Ursprung in der Evolution der Partnerwahl hat, mag manchen befremden. Doch diese Entscheidung wirkt sich auch heute noch auf den Lebensverlauf nachdrücklich aus. Es wundert nicht, dass sich die meisten Menschen jemanden wünschen,

▲ Mit digitalen Tricks werden gemittelte Gesichter maskuliner oder femininer – auch weit über natürliche Proportionen hinaus. Solche Serien eignen sich für Befragungen zur Einschätzung von Attraktivitätsmerkmalen.

der möglichst gut zu ihnen passt. Gerade in der modernen Zeit mit ihren unzähligen anonymen Begegnungen hilft dabei nach wie vor der uralte Hang, ein fremdes Gesicht unverzüglich einzuordnen. Für Verhaltensforscher, die sich mit Gesichtssignalen befassen, ist es immer wieder erstaunlich, wie viel allein ein ruhiges, unbewegtes Antlitz erzählt. ◀



**Bernhard Fink** (oben), **Karl Grammer** und **Peter Kappeler**

(unten) sind Verhaltensbiologen. Fink arbeitet an der Abteilung Soziobiologie/Anthropologie der Universität Göttingen. Grammer ist Direktor des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Stadtethnologie in Wien. Kappeler ist an der Universität Göttingen sowie am Deutschen Primatenzentrum Professor für Soziobiologie/Anthropologie beziehungsweise für Verhaltensökologie und Soziobiologie.



Verhaltensbiologie. Von Peter Kappeler. Springer-Verlag, Berlin 2005

Darwinian aesthetics: Sexual selection and the biology of beauty. Von Karl Grammer et al. in: *Biological Reviews*, Bd. 78, Heft 3, S. 385, 2003

Evolutionary psychology of facial attractiveness. Von Bernhard Fink und Ian Penton-Voak in: *Current Directions in Psychological Science*, Bd. 11, Heft 5, S. 154, 2002

Weblinks zu diesem Thema finden Sie unter [www.spektrum.de/artikel/852736](http://www.spektrum.de/artikel/852736).